

Unverkäufliche Leseprobe aus:

ItsColeslaw

Wie ich aufhörte, perfekt sein zu wollen

Ein Leitfaden zum Umgang
mit peinlichen Situationen aller Art

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

INHALTSVERZEICHNIS

Prolog 7

Kapitel 1

Wie man den ersten Schultag überlebt:

Die Freundschaftsanfragen einer Smalltalk-Kartoffel 9

Kapitel 2

Erste Dates, der vergessene Kuss und

die Unterwäscheabteilung des Schreckens 39

Kapitel 3

Plötzliche Veränderungen und rebellische Zeiten 75

Kapitel 4

Was tun, wenn nichts mehr geht? 101

Kapitel 5

Schlussmachen und meine

katastrophalsten Modeverbrechen 119

Kapitel 6

Aus dem Leben einer professionellen

Kaffeeköchin und der Wiener Walzer des Todes 133

Kapitel 7

Ohne Alkohol keine Freunde? 157

Kapitel 8

Ich schwöre feierlich, ich bin ein Tunichtgut! 171

Kapitel 9

YouTube, Partys und was es bedeutet,
seine Träume zu verwirklichen 203

Kapitel 10

Der mysteriöse Freund aus dem Internet und
wie ich den letzten Schritt wagte 239

Kapitel 11

Am Ende wird alles gut, oder? 279

Anhang 291

KAPITEL 1

WIE MAN DEN ERSTEN
SCHULTAG ÜBERLEBT:
DIE FREUNDSCHAFTS-
ANFRAGEN EINER
SMALLTALK-KARTOFFEL

WIE ALLES BEGANN

Ich wurde in einer Stadt in Bayern geboren, die eigentlich gar nicht mal so klein ist. Da sich aber fast meine gesamte Kindheit in nur einer einzigen Straße abspielte, fühlte es sich oft so an, als würde ich in Wahrheit in einem Dorf leben, das sich nur als Stadt verkleidet hatte. In »meiner« Straße lagen die Wohnung meiner Familie, ein Kindergarten, eine Grundschule und ein Gebäude, in dem ich fast so viel Zeit verbrachte wie zu Hause. Es war ein Kinder- und Jugendzentrum, und noch bevor ich laufen konnte, lernte ich dort die Freunde kennen, die in den nächsten fünfzehn Jahren eine Art zweite Familie für mich waren. Bevor ich mit elf auf die weiterführende Schule kam, wäre schüchtern garantiert kein Wort gewesen, mit dem man mich beschrieben hätte. Ich war offen, lachte gern und hatte immer eine große Gruppe an Freunden um mich herum. Im Kindergarten und in der Grundschule geriet ich nie in unangenehme Situationen. Jedenfalls abgesehen von dem einen Mal, als ich den liebevoll mit Wasserfarben gemalten Eisbären meiner Freundin Saskia als Schneeball mit Augen bezeichnete. Deswegen bekam sie einen dieser furchtbaren Heulkrämpfe, bei denen man irgendwann nur noch pfeifend nach Luft schnappt, weil einem sonst vor lauter Schluchzen der Sauerstoff ausgeht. Oder dem Mal, als ich mich geweigert habe, am Planschbectentag Badeklamotten anzuziehen, worüber sich meine Freunde noch Jahre später lustig machten. Einige ihrer El-

tern hatten nämlich Fotos davon gemacht, wie ich als einzig nacktes Kind trotzig neben den anderen stand und dabei aussah, wie eine vierjährige FKK-Aktivistin, die verbissen gegen die Badeanzug-Mafia kämpft. In der ersten Klasse gelang es mir dann, meine Lieblingslehrerin so stürmisch zu umarmen, dass sie den kompletten Inhalt ihrer Kaffeetasse über ihren Pulli schüttete. In der zweiten Klasse erzählte ich dem Freund meiner Cousine, dass ich ihn auch heiraten würde, falls sie ihn irgendwann nicht mehr haben wollte. Und in der dritten Klasse ... Okay, okay. Machen wir uns nichts vor. Sogar in der Zeit, in der es mir selbst noch nicht so wirklich bewusst war, war ich wirklich gut darin, in unangenehme Situationen zu geraten. Es war, als wären sie wunderbar hell leuchtende Glühbirnen und ich eine besonders verstrahlte Motte, die wieder und wieder auf sie zutorkelte, egal wie oft sie davor schon mit dem Kopf voran gegen den Lampenschirm geknallt war. Zum Glück hatte ich damals noch den Bonus, ein Kind zu sein. Bei Kindern finden die meisten Leute das noch süß, und niemand verurteilt sie dafür, dass sie diese Dinge noch nicht so ganz auf die Kette kriegen. Blöd nur, dass man nicht für immer ein Kind bleiben kann.

DER TAG, AN DEM SICH DOCH NICHT ALLES ÄNDERTE

Lange Zeit war ich überzeugt davon, dass sich mein Leben an meinem zwölften Geburtstag komplett auf den Kopf stellen würde. Wie ich darauf kam, kann ich heute nicht mehr so genau sagen. Aber ich war als Kind ein wahnsinniger Bücherwurm, und jedes Mal, wenn ich eine Geschichte las, in der ein Charakter zwölf Jahre alt war, fand ich das ganz schön beeindruckend. In meinen Augen war man mit zwölf schon fast erwachsen, und irgendwie war das gleichzeitig cool und gruselig. Denn ich war wie Peter Pan. Ich wollte für immer ein Kind bleiben. Als sich mein zwölfter Geburtstag dann allerdings trotz meines innigen Wunschs weigerte auszufallen, bekam ich es ein wenig mit der Angst zu tun. Einer der Gründe dafür war, dass meine Mutter immer wieder betonte, ich würde jetzt ein Teenager werden, und die sorglose Zeit als Kind sei damit endgültig vorbei. Meine letzten Wochen als Elfjährige verbrachte ich damit, ihr zu erklären, dass die Endung »teen« im Englischen ja erst bei dreizehn hinzukam und ich mit zwölf noch eindeutig fein raus war. Doch meine Mutter beeindruckte das leider nicht im Geringsten. Da der Tag der Wahrheit nun also unvermeidbar näher rückte, musste ich mich wohl oder übel mit meinem Schicksal abfinden. Ruhiger machte mich das nicht gerade, und als ich am Abend vor meinem zwölften Geburtstag im Bett lag, schwirrten in meinem Kopf tausend Fragen umher. Was würde wohl um Mitternacht passieren?

Würde mit einem Schlag meine Pubertät beginnen und dafür sorgen, dass ich am nächsten Morgen mit Brüsten aufwachte? Und würde ich meinen Lieblingstедdy aus meinem Bett verbannen müssen, weil ich nun zu alt für ihn war? Der Gedanke, den Teddy nachts nicht mehr im Arm halten zu dürfen, machte mich ziemlich traurig, denn ich hatte ihm ein paar Jahre zuvor mein Indianerehrenwort gegeben, dass wir für immer die allerbesten Freunde bleiben würden. Ob Indianerehrenwörter in der Welt der Erwachsenen wohl überhaupt noch gelten? Ich rollte mich im Bett hin und her und spürte ein nervöses Ziehen in meinem Bauch. Es wurde 22 Uhr, 23 Uhr, und dann, um Mitternacht, passierte ... überhaupt nichts. Beziehungsweise, wenn etwas passierte, dann bekam ich es nicht mit. Ich war nämlich trotz meiner Aufregung tief und fest eingeschlafen. Als am nächsten Morgen mein Wecker klingelte, fühlte ich mich kein bisschen anders als am Abend zuvor. »Puh«, sagte ich zu meinem Teddy. »Ich glaube, wir haben noch mal Glück gehabt!« Vielleicht hatte mich das blöde Teenager-Ding ja übersehen, und ich würde doch für immer ein Kind bleiben. Auch wenn ich wusste, dass das nicht stimmen konnte, beschloss ich, es einfach trotzdem zu glauben. Mit einem breiten Grinsen im Gesicht stand ich auf und ging ins Wohnzimmer, um meine Geschenke auszupacken. In den Monaten danach stellte sich heraus, dass mich das blöde Teenager-Ding keineswegs übersehen hatte. Es hatte sich nur so langsam an mich herangeschlichen, dass ich es nicht gleich bemerkt hatte. Daher sitze ich heute hier, zehn Jahre später, mit Brüsten

und einem ganzen Haufen nerviger Erwachsenenprobleme. Aber immerhin habe ich mein Indianerehrenwort gehalten, denn der Teddy hat bis heute einen Platz in meinem Schlafzimmer. Für manche Dinge wird man eben nie zu alt.

GANZ UNTEN IN DER NAHRUNGSKETTE

Ich konzentrierte mich damals so sehr auf meinen zwölften Geburtstag, dass ich ein viel wichtigeres Ereignis fast vergessen hätte: meinen ersten Tag an der neuen, weiterführenden Schule. Der stand bereits einige Wochen vorher auf dem Programm und war ein ganz schön abenteuerlicher Schritt hinaus in die große, weite Welt. In die neue Schule zu gehen bedeutete, meine Straße zu verlassen und jeden Morgen eine halbe Stunde lang mit der Straßenbahn zu fahren, in der mich ältere Schüler, genervte Geschäftsleute und die dröhnenden »Türen freimachen!«-Durchsagen schlechthäufiger Fahrer erwarteten. Ich hatte früher schon häufiger die Straßenbahn genommen, um mit meinen Eltern in die Innenstadt zu fahren. Jetzt allerdings stand ich zum ersten Mal allein an der Haltestelle und musste darum kämpfen, nicht nur mich, sondern auch meinen neuen Schulrucksack in das Fahrzeug zu quetschen. Das war gar kein so leichtes Unterfangen. Mein kleiner, mit flauschigen Hasen bestickter Ranzen aus der Grundschule hatte einem Exemplar weichen müssen, das so riesig war, dass meine Mitschüler es später als »Lisas fette Ziehharmonika« bezeichneten. Außerdem ge-

hörte ich zu den Jüngsten, die morgens mit der Straßenbahn fahren, und stand damit in der inoffiziellen Nahrungskette der öffentlichen Verkehrsmittel an unterster Stelle. Während ich diese Rolle akzeptierte und brav die nächste Bahn abwartete, als ich sah, dass in der ersten nichts mehr frei war, beobachte ich fasziniert einen Jungen, der nicht viel älter als ich zu sein schien. Er warf sich mit dem Rucksack voran in den vollgestopften Waggon, um sich dort noch einen Platz zu sichern. Das hätte ich mich nie getraut, denn ich wollte auf gar keinen Fall irgendjemandem im Weg herumstehen, und die Vorstellung, dass ich versehentlich einem seriösen Anzugmenschen auf die polierten Schuhe treten könnte, war mir wirklich unangenehm. Dass ich mit dieser Einstellung vermutlich nie zur Schule kommen würde, begriff ich recht schnell, denn die nächste Bahn war mindestens genauso voll. Nach einem schnellen Blick auf die Uhr atmete ich tief durch und ging dann auf eine der Türen zu, die sich bereits wieder schloss. Auch wenn ich beim Betreten der Bahn ganz sicher niemandem auf die Füße getrampelt war, hatte ich trotzdem das Gefühl, von bösen Blicken durchbohrt zu werden. Also sah ich schnell aus dem Fenster und gab mir Mühe, so zu tun, als sei ich unsichtbar. Hoffentlich würde das jetzt nicht jeden Morgen so ablaufen.

WILLKOMMEN IN DER MÄDCHENSCHULENHÖLLE

Die Straßenbahn hatte Verspätung, und als ich endlich in der neuen Schule ankam, wartete Alex schon auf mich. Sie gehörte nicht zu meinem Freundeskreis aus dem Jugendzentrum, war aber in meiner Grundschulklasse gewesen. Als gerade alle überlegt hatten, in welche weiterführende Schule sie gehen wollten, hatte Alex mir eines Tages in der Pause von dem Gymnasium erzählt, für das sie sich entschieden hatte. »Das ist voll toll«, hatte sie mir erklärt. »Weil man dort kein blödes Latein lernen muss.« Auch wenn ich damals noch nicht so genau gewusst hatte, was genau dieses »Latein« eigentlich sein sollte, klang es für mich wie etwas, das ich auf keinen Fall näher kennenlernen wollte. Ich meldete mich also ebenfalls dort an und ignorierte dabei geflissentlich die Tatsache, dass es sich bei der Schule um ein reines Mädchengymnasium handelte. Wer brauchte schließlich schon Jungs? Als ich dann einige Wochen später feststellte, dass keine meiner Freundinnen auf diese Schulen gehen würde, bereute ich meine Entscheidung zutiefst. Zwar würde ich nicht ganz allein sein, weil Alex ja da war und ich somit schon mal eine Mitschülerin aus meiner neuen Klasse kannte. Aber es war für mich etwas völlig Neues, niemanden aus meiner »zweiten Familie« an meiner Seite zu haben. Als ich an unserem ersten Tag in der Pausenhalle der neuen Schule auf Alex zuing, sah ich sofort an ihrem genervten Blick, dass irgendetwas nicht stimmte.

»Du bist zu spät, Lisa«, rief sie vorwurfsvoll, sobald ich in Hörweite war und deutete dann in Richtung einer Treppe. »Da oben ist unser neues Klassenzimmer, komm mit!« Als wir vor einer Tür mit der Aufschrift »5c« angekommen waren, wollte ich gerade meine Hand auf die Klinke legen, als mich jemand anrempelte. Wütend drehte ich den Kopf und wollte die Person fragen, ob sie denn nicht besser aufpassen könne. Doch dann sah ich, dass es ein älteres Mädchen war, und fühlte mich zum zweiten Mal an diesem Tag so, als befände ich mich am unteren Ende der Nahrungskette. Das Mädchen grinste mich schief an und beugte sich dann zu meinem Ohr hinunter. »Willkommen in der Mädchenschulenhölle«, zischte sie mir zu und lief dann weiter, ohne sich noch mal umzudrehen. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, in der schlechten Verfilmung des dämlichen Internatsromans gefangen zu sein, den ich in der Woche zuvor gelesen hatte. Aber ehe ich näher darüber nachdenken konnte, was das Mädchen gesagt hatte, riss Alex bereits die Tür auf und schob mich ins Klassenzimmer. Der Unterricht hatte noch nicht begonnen, und alle redeten wild durcheinander. Niemand schien uns zu bemerken, und mir fiel mir ein Stein in der Größe des Mount Everest vom Herzen. Schon am ersten Tag zu spät dran zu sein und deswegen von allen angestarrt zu werden wäre mir wirklich peinlich gewesen. Als ich dann allerdings bemerkte, dass es im ganzen Raum keine zwei freien Plätze mehr nebeneinander gab, versetzte das meiner Euphorie einen kleinen Dämpfer. Wir würden uns also trennen müssen. Alex lief auf einen Platz ganz links in

der ersten Reihe zu, während ich mich wohl oder übel, weit weg von ihr, rechts in die zweite Reihe setzen musste. Neben ein fremdes Mädchen. Dieses Mädchen sah zwar nett aus, aber irgendetwas ließ mich zögern. Sie lächelte mich freundlich an und sagte: »Hi«, doch als ich ihr antworten wollte, war es, als hätte sich meine Kehle plötzlich in eine Wüste verwandelt. Ich brachte kein vernünftiges Wort heraus, und so krächzte ich nur etwas Unverständliches und ließ mich dann auf den Stuhl neben ihr fallen. Bevor ich mich räuspern und es noch mal versuchen konnte, begrüßte uns bereits unser neuer Klassenlehrer. Er bat uns, unsere Namen auf ein Schild zu schreiben und es vor uns aufzustellen. So erfuhr ich, dass das Mädchen neben mir Hannah hieß. Während ich mit einem blauen Buntstift ein großes »L« auf mein eigenes Namensschild malte, dachte ich darüber nach, dass heute wirklich ein seltsamer Tag war. Zuerst hatte ich mich so unwohl gefühlt, als ich allein mit der Straßenbahn gefahren war, und nun das. Was war denn bloß los mit mir? In der Grundschule war ich doch nie so schüchtern gewesen. Ganz im Gegenteil, ich war sogar meist diejenige gewesen, die auf schüchterne Kinder zugegangen war, um sie zu ermutigen, mit meinen Freunden und mir zu spielen. Warum war das mit Hannah also plötzlich anders? Hatte ich vielleicht Angst davor, etwas Blödes zu sagen, oder davor, dass sie mich nicht mögen würde? Was hatte das Mädchen auf der Treppe noch mal gesagt? Dass das hier die Mädchenschulenhölle sei. Was, wenn das stimmte und Hannah mich bis zum Abi für eine eingebildete Zicke halten würde, die